



Herausgegeben von der Schweizer Charta für
Psychotherapie in der Assoziation Schweizer
Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten

Psychotherapie-Wissenschaft Science Psychothérapeutique

 WWW.PSYCHOTHERAPIE-WISSENSCHAFT.INFO

Psychotherapieforschung

Recherche en psychothérapie

Herausgegeben von Rosmarie Barwinski und Mario Schlegel

9. Jahrgang

Heft 2 / 2019

ISSN 1664-9583



Psychosozial-Verlag

Impressum

Psychotherapie-Wissenschaft
ISSN 1664-9583 (Print-Version)
ISSN 1664-9591 (digitale Version)
9. Jahrgang Heft 2/2019
<https://doi.org/10.30820/1664-9583-2019-2>

Herausgeber

Schweizer Charta für Psychotherapie in der Assoziation
Schweizer Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten
Geschäftsstelle ASP
Riedtlistr. 8
CH-8006 Zürich
Tel. +41 43 268 93 00
www.psychotherapie.ch

Redaktion

Rosmarie Barwinski, Zürich
Nicola Gianinazzi, Lugano
Margit Koemeda, Zürich
Mario Schlegel, Zürich
Peter Schulthess, Zürich

info@psychotherapie-wissenschaft.info
www.psychotherapie-wissenschaft.info

Hinweise für AutorInnen befinden sich auf der Homepage
der Zeitschrift: www.psychotherapie-wissenschaft.info

Verlag

Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10
D-35390 Gießen
+49 6421 96 99 78 26
info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Abo-Verwaltung

Psychosozial-Verlag
bestellung@psychosozial-verlag.de

Bezugsgebühren

Jahresabonnement 44,90 € (zzgl. Versand)
Einzelheft 24,90 € (zzgl. Versand)
Studierende erhalten gegen Nachweis 25 % Rabatt.
Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, sofern
nicht eine Abbestellung bis acht Wochen vor Ende des Bezugs-
zeitraums erfolgt.
ASP-Mitglieder wenden sich wegen des Abonnements bitte
direkt an die ASP.

Anzeigen

Anfragen zu Anzeigen bitte an den Verlag:
anzeigen@psychosozial-verlag.de
Es gelten die Preise der auf www.psychosozial-verlag.de
einsehbaren Mediadaten.
ASP-Mitglieder wenden sich bitte direkt an die Redaktion.

Digitale Version

Die Zeitschrift Psychotherapie-Wissenschaft ist auch online
einsehbar: www.psychotherapie-wissenschaft.info



Die Beiträge dieser Zeitschrift sind unter der Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivs 3.0 DE Lizenz lizenziert.
Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung und unveränderte
Weitergabe, verbietet jedoch die Bearbeitung und kommerzielle
Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter:
creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de

Inhalt

Editorial	5	Experimentelle Einzelfallstudien: eine Alternative	
Éditorial	8	zu randomisierten kontrollierten Studien?	70
<i>Rosmarie Barwinski & Mario Schlegel</i>		Étude expérimentale de cas particuliers :	
		une alternative aux études contrôlées randomisées ?	72
		<i>Agnes von Wyl & Aureliano Crameri</i>	
Titelthema:			
Psychotherapieforschung		Das AGUST-Projekt	74
Thème principal:		Analyse von Gemeinsamkeiten und Unterschieden	
Recherche en psychothérapie		schulspezifischer Psychotherapieverfahren	
		Le projet AGUST	85
		Analyse des convergences et des divergences	
Der Wissenschaftsbegriff		entre des procédés psychothérapeutiques	
der Psychotherapiewissenschaft	13	spécifiques à des écoles	
Le concept de science		<i>Cornelia Stegmann, Rosmarie Barwinski, Katrin</i>	
de la science psychothérapeutique	18	<i>Hartmann, Mario Schlegel & Agnes von Wyl</i>	
<i>Markus Erismann</i>			
		Reflexionen zur Passung	
Akademische Psychotherapie,		zwischen Praxis und Forschung	87
Psychotherapiewissenschaft und		Réflexions sur la compatibilité	
Experimentalhermeneutische Laborforschung	20	entre la pratique et la recherche	92
Eine Ergänzung zu Markus Erismanns		<i>Maria Teresa Diez Grieser</i>	
«Der Wissenschaftsbegriff			
der Psychotherapiewissenschaft»		Some contributions on the topic of research published	
Psychothérapie académique, science		in the Italian journal <i>Psicoterapia e Scienze Umane</i>	
de la psychothérapie et recherche		(«Psychotherapy and the Human Sciences»)	94
herméneutique expérimentale en laboratoire	29	Alcune pubblicazioni sul tema della ricerca apparse	
Un complément à « La notion scientifique de la		sulla rivista <i>Psicoterapia e Scienze Umane</i>	
science de la psychothérapie » de Markus Erismann		<i>Paolo Migone</i>	
<i>Kurt Greiner</i>			
		Somatoforme Störungen in	
Psychotherapie und Wissenschaft: eine Nabelschau?	31	Humanistischer und Körperpsychotherapie	98
Psychothérapie et science : un nombrilisme ?	41	Troubles somatoformes en psychothérapie	
<i>Gerhard Burda</i>		corporelle et humaniste	107
		<i>Jörg Clauer</i>	
		Kongressbericht	109
«Evidenzbasierung» als Kriterium	42	<i>Peter Schulthess</i>	
der Psychotherapie-Selektion?			
Über eine gutes Konzept –		Buchbesprechungen	
und seine missbräuchliche Verwendung		B. E. Wampold, Z. E. Imel & C. Flückiger (2018).	
Le « fondement par les preuves » comme critère		Die Psychotherapie-Debatte.	
de la sélection de la psychothérapie ?	51	Was Psychotherapie wirksam macht	111
À propos d'un bon concept – et de son usage abusif		<i>Peter Schulthess</i>	
<i>Jürgen Kriz</i>			
		Daniel Goleman & Richard J. Davidson (2017).	
Beforschung von Gestalttherapie		Altered Traits. Science Reveals How Meditation	
bei Angststörungen in Praxisumgebungen	53	Changes Your Mind, Brain, and Body	113
Ein experimentelles Einzelfall-Design		<i>Felix Hürlimann</i>	
<i>Pablo Herrera, Illia Mstibovsky,</i>			
<i>Jan Roubal & Philip Brownell</i>		Theodor Itten (2018). Schweigen.	
		Von der Kunst der Stille bis zur befohlenen Ruhe	114
		<i>Volker Tschuschke</i>	

Editorial

Neben aktueller Forschung beschäftigt sich dieses Heft mit der Wissenschaftstheorie der Psychotherapie, die sich als eigenständige Wissenschaft positioniert. Damit nehmen wir direkten Bezug auf den Titel unserer Zeitschrift *Psychotherapie-Wissenschaft* und auf den Kern der Schweizer Charta für Psychotherapie.

Der Beginn der Bewegung, Psychotherapie als eigenständige Wissenschaft aufzufassen, geht auf die Strassburger Deklaration im Jahre 1990 zurück (vgl. Buchmann, 2015), in deren Folge die Charta formuliert wurde. Sie ist seither einem dauernden Diskurs unterworfen und wurde in der zehnten Revision 2016 der aktuellen Entwicklung angepasst. In unserer Zeitschrift *Psychotherapie-Wissenschaft* sind kontinuierlich Beiträge zum Thema Psychotherapie als eigenständige Wissenschaft erschienen. In diesem Heft stellen wir die Fortsetzung eines früheren Beitrages des Philosophen Markus Erismann (2016) vor, in dem er über den Wissenschaftsbegriff der Psychotherapiewissenschaft reflektiert. Wir möchten damit sowie mit zwei darauffolgenden Kommentaren eine Diskussion zu diesem Thema eröffnen. Bei den beiden Kommentatoren handelt es sich um Kurt Greiner, Professor für Psychotherapiewissenschaft an der Sigmund-Freud-PrivatUniversität in Wien (SFU), und um Gerhard Burda, ebenda habilitiert, Philosoph, Analytiker und Mitglied der Wiener Lacan-Schule sowie Buchautor zu Themen an den Schnittstellen von Philosophie sowie Psycho- und Medienanalyse.

Greiners Kommentar beruht auf dem Hintergrund des Konstruktiven Realismus, der von Friedrich Wallner in Wien entwickelt wurde. Seine Stellungnahme beinhaltet eine wesentliche Erweiterung der Argumentation Erismanns, deren Zentrum der gemeinsame, dialogische Reflexionsprozess von Patient*in und Therapeut*in sei, aus dem dieser die Eigenständigkeit und Wissenschaftlichkeit der Psychotherapie ableite. Wird die Reflexion lediglich auf den psychotherapeutischen Prozess bezogen, verkürze sie sich nach Greiner auf die Ebene des technischen Handelns. Dies sei aber kein überzeugendes wissenschaftstheoretisches Abgrenzungsmerkmal gegenüber anderen Wissens- und Praxisformen. Die Verstehenswerkzeuge des Auslegens, Deutens und Interpretierens hätten auch in esoterischen Praxen eine wissensgenerierende Funktion inne. Diesem Wissen in technisch funktionaler Hinsicht sei Erkenntnis in kritisch reflexiver Sicht hinzuzufügen. Dabei gehe es um die systematische Produktion vertiefter Einsichten in die Theorien der verschiedenen Therapieschulen, die mit wissenschaftshermeneutischen Strategien kritisch zu untersuchen seien. Die Psychotherapie sei wegen ihrer multiparadigmatischen Praxisstruktur in einer günstigen Position, weil dadurch in systematischen Quervergleichen die jeweils zugrundeliegenden Paradigmen in Beziehung gesetzt werden können. An der SFU entwickelte Greiner zusammen mit Martin Jandl eine experimentalhermeneutische Laborforschung, die eine

systematische Produktion von Wissen über Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Therapieschulen erlaubt und der Akademisierung der Psychotherapiewissenschaft von Nutzen ist.

Als Beispiel zur Beschreibung solcher Untersuchungen nimmt er einen Vergleich der Strukturalen Psychoanalyse (nach Lacan) mit der Transaktionsanalyse vor. Das «hinter dem ‹sich wissenden Ich› verborgene[...] ‹andere Subjekt›» bei Lacan (zit. n. Pagel, 1991, S. 24) wird dabei auch in der Transaktionsanalyse gesucht. Dabei wird ein sehr präzises strukturiertes Vorgehen angewendet, das die Prämissen beider Schulen aufzudecken vermag, damit die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in ihrer Tiefe erfasst und beschrieben werden können. Dieses auf dem Konstruktiven Realismus basierende Instrument diene der wissenschaftstheoretischen Begründung der Psychotherapie als genuine Einzelwissenschaft. Der Status als genuine Einzelwissenschaft ist für die Weiterentwicklung der Psychotherapie von grösster Bedeutung. Wir begrüssen darum den Beitrag aus Wien.

Burdas Kommentar erfolgt auf dem Hintergrund der Phänomenologie und ihrer Weiterentwicklungen bis hin zu dem von ihr beeinflussten Post-Strukturalismus Lacans. Er kommentiert sowohl den aktuellen Beitrag als auch die Arbeit Erismanns von 2016 in dieser Zeitschrift. Damit schliesst er eine Lücke, denn zu diesem Aufsatz hat es bisher keine Kommentare gegeben. Erismann wies darin auf das Erfordernis einer hohen Methodizität hin, wenn Psychotherapie als eigenständige Wissenschaft anerkannt werden soll. Als Basis der Methodizität einer Wissenschaft bezeichnet er ihre Selbstreflektiertheit. Die Psychotherapie sei dazu prädestiniert: «Weil die psychotherapeutische Situation durch methodische Selbstreflexion gekennzeichnet ist, liegt es nahe, dass der Psychotherapiewissenschaftler über ein ausgeprägtes Bewusstsein der methodischen und methodologischen Selbstreflexion verfügt» (Erismann, 2016, S. 6). Der Psychotherapie fehle aber «ein schulenumfassender wissenschaftstheoretischer Rahmen» (ebd.). Burda folgert, dass es somit keine neutrale, metatheoretische Basis gebe, die die Selbstreflexivität der Psychotherapieschulen anleiten könnte. Die Selbstreflexivität gründe somit auf einer Basis, die sich die Schulen selbst gegeben hätten. Das sei ein klassischer Gegenstand-Methode-Zirkel.

Greiners Stellungnahme zur Arbeit Erismanns in diesem Heft und Burdas Kommentar zur Arbeit von 2016 beinhalten im Grunde dieselbe Kritik, nämlich die Problematik der Selbstreflexion ohne äusseren Bezugspunkt. Der fehlende archimedische Punkt ist grundsätzlich ein Problem jeder Wissenschaft, was in der Psychotherapie besonders sichtbar wird. Der Konstruktive Realismus versucht dieses Problem abzumildern, indem er bestimmte Punkte unterschiedlicher Verfahren miteinander ins Verhältnis setzt und gleichsam Punkte untersucht, die das Potenzial haben, sich gegenseitig «aus den Angeln

zu heben». Ob sich die «Katze hier nicht auch in den eigenen Schwanz beisst», muss jedes Mal untersucht werden, da die Psychotherapieschulen nicht unabhängig voneinander entstanden sind und historisch gemeinsame Wurzeln haben (vgl. Tschuschke et al., 2016).

Für Burda stellt sich bei der Auseinandersetzung mit der Arbeit Erismanns die Frage, ob es um eine eigenständige wissenschaftliche Disziplin gehe oder darum, was Psychotherapie unter Wissenschaft versteht bzw. wie sie sich selbst als Wissenschaft erfasst. Erismann meine wohl Letzteres, dass Psychotherapie nicht nur ein spezifisches Heilverfahren, sondern auch eine Wissenschaft sei; dies aber nicht in einem allgemeinen theoretischen Sinn, wo das Subjektive, Individuelle und Widersprüchliche im Vergleich mit allgemeinen wissenschaftlichen Kriterien wie Objektivität, Überprüfbarkeit und Intersubjektivität eingeschätzt werden müsste.

Burdas eigene Gedanken gehen in die Richtung, dass jeder Wissenschaft eine inhärente Selbstdifferenzierung eigen sei und sie prinzipiell nicht ohne subjektiven Faktor auskomme. Am Beispiel der Geschichte der Wissenschaftstheorie zeigt er auf, dass beides der Fall sei. Für ein allgemeines Verständnis von Wissenschaft sei es relevant, dass dies in Betracht gezogen werden muss, auch wenn es darum geht, einen relevanten Wissenschaftsbegriff für die Psychotherapiewissenschaft zu formulieren.

Man mag Burdas Reflexionen als Praktiker*in gern zustimmen. Es muss aber bezweifelt werden, dass diejenigen Wissenschaften, deren inhärente Subjektivität kaum sichtbar ist, sie auf sich selbst anwenden werden, zumal sie die vermeintliche Eindeutigkeit der eigenen Begriffe infrage stellen müssten. Benennen müssen wir das Problem trotzdem, die wissenschaftstheoretischen Beiträge in diesem Heft bieten den nötigen differenzierten und philosophischen Tiefgang dafür.

Es ist zu hoffen, dass die Weiterführung der in diesem Heft eröffneten Kontroverse zu einem konstruktiven Beitrag bei der Etablierung der Psychotherapie als eigenständige Wissenschaft führen wird. Kommentare aus dem Kreis der Leser*innen sind erwünscht!

Nach der wissenschaftstheoretischen Diskussion widmen sich die drei folgenden Beiträge methodischen Fragen. Jürgen Kriz stellt das Konzept der Evidenzbasierung und vor allem seine Reduktion auf RCTs infrage. Zwar ist das RCT-Design durchaus ein hervorragendes Modell zur Untersuchung experimenteller Forschungsfragen, aber nur dann, wenn klar definierbare Ursachen und ebenso klar definierbare Wirkungen hinreichend isolierbar sind und sie dabei die Untersuchungsrealität brauchbar abbilden. Je grösser der Handlungsspielraum zur Gestaltung der Ursachen (Interventionen) ist und je komplexer die relevanten Wirkungen sind, desto weniger tauglich ist dieser Ansatz.

Pablo Herrera und Kollegen stellen in ihrem Artikel einen methodischen Ansatz dar, der als Alternative für RCTs diskutiert wird: Single-Case Time Series. Grundlage für experimentelle Einzelfallentwürfe sind wiederholte Messungen in relevanten Bereichen während des gesamten Behandlungsverlaufs. Wiederholte Messungen ermöglichen die Abschätzung der Variabilität innerhalb eines

Falls im Zeitverlauf, um Information über die Behandlung, Messfehler und Fremdfaktoren in einem Zeitreihenansatz erfassen zu können. Agnes von Wyl und Aureliano Cramerli diskutieren diesen Ansatz aus methodischer Sicht und geben eine Einschätzung, wie diese Methode in Fachkreisen beurteilt wird.

Die Wissenschaftskommission der Schweizer Charta für Psychotherapie hat zusammen mit der Zürcher Hochschule für angewandte Psychologie (ZHAW) in diesem Jahr ein Projekt abgeschlossen, das dem Bereich der Prozessforschung zuzuordnen ist. Mit dem Thema Schulvergleich geht es in dieselbe Richtung, wie sie Greiner mit einer systematischen Produktion von Wissen über Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Therapieschulen vertritt.

Die Analyse von Gemeinsamkeiten und Unterschieden schulspezifischer Psychotherapieverfahren (AGUST) von Cornelia Stegmann und Kolleg*innen ging von einer Anordnung aus, bei der Vertreter*innen verschiedener Psychotherapieverfahren gemeinsam ein Lehrvideo über eine spezifische Methode analysiert haben. In einem systematischen Vorgehen gaben sie als Gruppe (nach Hauptströmung ihrer Therapierichtung eingeteilt) eine Beurteilung des Therapieprozesses ab und nannten ihre möglichen Interventionen, wenn sie die Therapie durchgeführt hätten, sowie deren Begründung aus schultheoretischer Sicht. In der qualitativen Auswertung bestätigte sich die Hypothese, dass die theoretischen Unterschiede grösser sind als das praktische Vorgehen in der Therapie.

Forschungsberichte müssen nicht nur Anschluss an den aktuellen Diskurs in der Psychotherapie halten, sondern sich auch für die Umsetzung der Resultate in der Praxis eignen. Zu diesem Thema äussert sich Maria Teresa Diez Grieser. In ihrem Artikel spricht sie den *science-practice gap* an, der dazu führe, dass Forschungsergebnisse falsch oder nur teilweise in der Praxis Eingang fänden. Anhand zweier Beispiele – der Bindungstheorie und der Traumaforschung – illustriert die Autorin, dass Forschungsergebnisse konkretistisch übernommen werden oder zu Fehlinterpretationen im praktischen Feld führen können:

«Beide Beispiele verdeutlichen, dass es der Forschung häufig nicht gelingt, ihre Ergebnisse so aufzubereiten, dass Praktizierende deren Validität und die Grenzen der Anwendung in der Praxis nachvollziehen können. Praktizierende ihrerseits haben entweder zu wenig zeitliche Ressourcen für eine vertiefte Auseinandersetzung mit Forschungsthemen und/oder zu wenig Wissen, um die Befunde in ihrer praktischen Relevanz und Umsetzbarkeit einzuordnen.»

Sie schlägt vor, «dass etwas Drittes gebraucht wird, das zwischen den beiden Welten vermitteln kann.» Die Wissenschaftskommission der Charta sowie die Zeitschrift *Psychotherapie-Wissenschaft* haben diese Aufgabe bereits zum Teil übernommen. Wie dieser Prozess systematisch unterstützt werden könnte, bedarf jedoch weiterer Diskussion.

Im Anschluss weist Paolo Migone wie immer auf Forschungsarbeiten hin, die im italienischen *Journal Psicoterapia e Scienze Umane* veröffentlicht wurden.

Jörg Clauers Artikel wurde als freier Beitrag aufgenommen. Der Autor beschreibt die Behandlung von somatoformen Störungen aus der Sicht der Körper- und Humanistischen Psychotherapie. Dabei geht er davon aus, dass jene Störungen auf eine frühe Störung zurückzuführen sind, bei der das Körperselbst nicht mit Emotionen im Beziehungserleben und deren Versprachlichung verknüpft wurde. Daher ist eine Förderung der Körperwahrnehmung aus dieser Sicht die grundlegende Basis für eine Heilung, die das Selbsterleben neu erfahren lässt. Nöte und Konflikte finden andere Ausdrucksformen und schliesslich auch gemeinsame Worte, die berühren. Schmerzen oder körperliches Leiden können äusseren Gegenständen oder Hilfspersonen zugeschrieben und neue sinnvollere Kontaktformen eingeübt werden.

Ein Bericht vom 50. Jahreskongress der Society for Psychotherapy Research zum Thema «The Future of Psy-

chotherapy Research: Building on our 50 Year Legacy» in Buenos Aires vom 3. bis zum 6. Juli 2019 von Peter Schulthess sowie drei Buchbesprechungen runden das Heft ab.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

Rosmarie Barwinski & Mario Schlegel

Literatur

- Buchmann, R. (2015). 25 Jahre «Strassburger Deklaration». *à jour! – Psychotherapie Berufsentwicklung*, 1(2), 15–17.
- Erismann, M. (2016). Wissenschaftstheoretische Überlegungen zur Psychotherapiewissenschaft. *Psychotherapie-Wissenschaft*, 6(1), 6–16.
- Pagel, G. (1991). *Lacan zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Tschuschke, V., von Wyl, A., Koemeda-Lutz, M., Crameri, A., Schlegel, M. & Schulthess, P. (2016). Bedeutung der psychotherapeutischen Schulen heute. Geschichte und Ausblick anhand einer empirischen Untersuchung. *Psychotherapeut*, 61(1), 54–65. <https://doi.org/10.1007/s00278-015-0067-y>

Éditorial

Outre la recherche actuelle, ce cahier traite de la théorie scientifique de la psychothérapie, qui se positionne comme une science à part entière. Notre titre fait ici directement référence à notre revue *Psychotherapie-Wissenschaft* (Science de la psychothérapie) et à ce qui constitue le cœur de la charte suisse pour la psychothérapie.

La tendance visant à considérer la psychologie comme une science à part entière remonte à la déclaration de Strasbourg de 1990 (cf. Buchmann, 2015), à la suite de laquelle la charte a été formulée. Elle fait depuis l'objet d'une discussion permanente et a été adaptée aux évolutions actuelles dans sa dixième révision de 2016. Des contributions à la question de la psychothérapie en tant que science à part entière n'ont cessé de paraître dans notre revue *Psychotherapie-Wissenschaft*. Nous présentons dans ce cahier la suite d'une contribution précédente du philosophe Markus Erismann (2016), dans laquelle celui-ci expose sa réflexion sur la notion scientifique de la science de la psychothérapie. Nous aimerions que ce texte, ainsi que deux autres commentaires à paraître, lancent une discussion à ce sujet. Les deux commentateurs sont en l'occurrence Kurt Greiner, professeur de science de la psychothérapie à l'Université Privée Sigmund Freud à Vienne (SFU), et Gerhard Burda, habilité dans la même institution, philosophe, analyste et membre de l'École Lacan de Vienne, et auteur de livres sur les sujets relatifs aux interfaces existant entre la philosophie et l'analyse psychologique et médiatique.

Le commentaire de Greiner s'appuie sur le fond de la pensée du réalisme constructif, qui a été développée par Friedrich Wallner à Vienne. Sa prise de position consiste à élargir considérablement l'argumentation d'Erismann, qui repose pour l'essentiel sur le processus de réflexion commune sous forme de dialogue entre le patient ou la patiente et le ou la thérapeute, dont se déduit le caractère autonome et scientifique de la psychothérapie. Se contenter de faire porter cette réflexion sur le processus psychothérapeutique, expose Greiner, rétrécit cette dernière au seul plan de l'action technique. Cette approche ne permettrait cependant en aucun cas de tracer une limite convaincante, au plan de la théorie scientifique, avec d'autres formes de savoirs et de pratiques. Les outils permettant de comprendre, de donner un sens et d'interpréter contiendraient dans leur essence une fonction productrice de connaissance, même dans les pratiques ésotériques. Il serait indispensable, du point de vue de la fonctionnalité technique, d'ajouter les constats de la réflexion critique à ce savoir. Le point essentiel consisterait cependant à exposer de façon systématique des points de vue approfondis sur les théories des différentes écoles thérapeutiques et de les examiner de façon critique avec des stratégies herméneutiques scientifiques. La psychothérapie se trouverait ici, du fait de sa structure de pratique multi-paradigmatique, dans

une position favorable parce qu'elle permet de mettre en relation ses différents paradigmes sous-jacents dans le cadre de comparaisons croisées systématiques. Greiner a, avec Martin Jandl, développé à la SFU une recherche en laboratoire herméneutique expérimentale qui permet d'obtenir de façon systématique des connaissances sur les points communs et les différences existant entre écoles thérapeutiques, en servant ainsi l'objectif d'académiser la science de la psychothérapie.

Pour décrire de telles investigations, il prend comme exemple une comparaison de la psychanalyse structurale (d'après Lacan) avec l'analyse transactionnelle. L'« autre sujet » caché [...] derrière le « Moi se connaissant » chez Lacan (cit. d'ap. Pagel, 1991, p. 24) est ici également recherché dans l'analyse de transactionnelle. Dans ce cadre, on applique une démarche structurée très précise, susceptible de découvrir les prémisses des deux écoles afin de pouvoir appréhender et décrire en profondeur les convergences et les divergences. Cet instrument basé sur le réalisme constructif sert à justifier, au plan de la théorie scientifique, la raison pour laquelle la psychothérapie doit être considérée comme une authentique science à part entière séparée. Le statut d'authentique science à part entière revêt une grande importance pour la poursuite du développement de la psychothérapie. C'est la raison pour laquelle nous saluons cette contribution viennoise.

Le commentaire de Burda s'inscrit dans le contexte de la phénoménologie et de ses développements ultérieurs jusqu'au poststructuralisme de Lacan qu'elle a influencé. Burda commente à la fois la contribution actuelle et le travail accompli par Erismann en 2016 dans cette revue. Il comble ainsi une lacune, car ce texte n'avait jusque-là suscité aucun commentaire. L'exposé d'Erismann avait attiré l'attention sur le fait que la reconnaissance de la psychothérapie comme science à part entière exigeait une méthodicit  irr pochable. Il avait désigné son caractère autor fl chi comme constituant la base de la m thodicit . La psychothérapie y serait prédestinée : « Parce que la situation psychothérapeutique se caractérise par une autoréflexion méthodique, il va sans dire que le scientifique spécialisé en psychothérapie est profondément conscient de la question de l'autoréflexion méthodique et méthodologique » (Erismann, 2016, p. 6). Il manque cependant   la psychothérapie « un cadre scientifique théorique englobant toutes les écoles » (ibidem). De cela, Burda tire la conclusion qu'il n'existe ainsi aucune base métathéorique neutre susceptible d'introduire l'autoréflexivité des écoles de psychothérapie. L'autoréflexivité repose ainsi sur une base que les écoles se seraient elles-mêmes donnée. Ce serait là un cercle classique objet-méthode.

La prise de position de Greiner sur le travail d'Erismann dans ce cahier et le commentaire de Burda sur le travail de 2016 reprennent sur le fond la même critique,   savoir la problématique que pose l'autoréflexion sans

point de référence extérieur. L'absence de point d'Archimède représente le problème fondamental de toutes les sciences, ce qui est particulièrement visible dans la psychothérapie. Le réalisme constructif s'efforce d'atténuer ce problème en reliant entre eux certains points de divers procédés tout en examinant des points ayant le potentiel de « se sortir mutuellement de leurs gonds ». Il faut à chaque fois examiner si « le chat ne se mord pas la queue ici », du fait que les écoles de psychothérapie ne sont pas nées indépendamment les unes des autres et ont historiquement des racines communes (cf. Tschuschke et al., 2016).

Pour Burda, l'examen critique du travail d'Erismann pose la question de savoir si la préoccupation de ce dernier consistait avant tout à établir une discipline scientifique à part entière, ou bien plutôt à définir ce que la psychothérapie entend par science et comment elle se comprenait elle-même comme science. C'est plutôt vers cette seconde option que semblait tendre Erismann, à savoir que la psychothérapie ne serait pas seulement un procédé de guérison spécifique, mais également une science ; pas une science cependant au sens théorique général, dans lequel les éléments subjectifs, individuels et contradictoires devraient être estimés par rapport à des critères scientifiques généraux tels que l'objectivité, la possibilité de vérifier et l'intersubjectivité.

Les réflexions menées par Burda vont dans le sens que chaque science serait une différenciation par rapport à soi inhérente et qu'elle ne pourrait fondamentalement pas se passer d'un facteur subjectif. Burda montre, d'après l'exemple de l'histoire de la théorie scientifique, que les deux aspects seraient vrais. Il serait donc pertinent de prendre ce fait en considération pour comprendre la science d'une façon générale, même lorsque la question consiste à formuler une notion de science pertinente pour la science de la psychothérapie.

Les praticiennes et praticiens abondent volontiers dans le sens des réflexions de Burda. On peut cependant douter que les sciences dont la subjectivité inhérente est à peine visible se les appliqueront à elles-mêmes. Elles devraient en effet pour cela remettre en question l'absence d'ambiguïté supposée des notions qui leur sont propres. Nous devons pourtant évoquer le problème, les contributions relevant de la théorie scientifique dans ce cahier offrant l'approfondissement différencié et philosophique nécessaire à cet effet.

Il reste à espérer que la poursuite de la controverse lancée dans ce cahier aboutira à une contribution constructive à l'établissement de la psychothérapie en tant que science à part entière. Les commentaires de notre cercle de lectrices et de lecteurs sont vivement souhaités !

Après la discussion relative à la théorie scientifique, les trois contributions suivantes se consacrent aux questions méthodiques. Jürgen Kriz remet en question le concept de fondement par les preuves et surtout sa réduction à la RCT. La conception RCT est certes un excellent modèle pour examiner les questions de recherche expérimentale, mais seulement si des causes et des effets clairement définies peuvent être suffisamment isolés en reprodui-

sant la réalité examinée de façon utile. Plus la marge de manœuvre au niveau de la configuration des causes (interventions) est grande, et plus les effets pertinents sont complexes. Et moins cette approche convient.

Pablo Herrera et ses collègues présentent dans leur article une approche méthodique qui est discutée en tant qu'alternative aux RCT : les Single-Case Time Series. L'élaboration de projets expérimentaux individuels se fonde ici sur des mesures répétées dans des domaines pertinents pendant tout le déroulement du traitement. La répétition des mesures permet d'estimer la variabilité au cours du temps au sein d'un cas, afin de pouvoir récupérer ainsi des informations sur le traitement, les erreurs de mesure et les facteurs extérieurs dans une approche de série temporelle. Agnes von Wyl et Aureliano Cramerli discutent de cette approche d'un point de vue méthodique et donnent leur appréciation de la manière dont cette méthode est perçue dans les milieux spécialisés.

La commission scientifique de la Charte suisse pour la psychothérapie a, en collaboration avec le Département de psychologie appliquée de la ZHAW (Haute école zurichoise de sciences appliquées), mené à bien cette année un projet relevant du domaine de la recherche de processus. Son traitement du sujet de la comparaison des écoles va dans le même sens que Greiner avec sa production systématique de savoir à propos des convergences et des divergences entre les écoles thérapeutiques.

L'analyse des convergences et des divergences existantes entre les procédés de psychothérapie spécifiques aux écoles (AGUST) par Cornelia Stegmann et ses collègues est partie d'une disposition dans laquelle des représentantes et des représentants de différents procédés de psychothérapie ont analysé ensemble une vidéo didactique sur une méthode spécifique. Dans le cadre d'une procédure systématique, ceux-ci ont émis en tant que groupe (les groupes ayant été répartis d'après les principaux courants de leur méthode thérapeutique) une évaluation du processus thérapeutique et ont indiqué les interventions qu'ils auraient éventuellement réalisées si la thérapie leur avait été confiée, ainsi que la justification de ces dernières du point de vue de la théorie de leur école. L'évaluation qualitative a confirmé l'hypothèse que les divergences théoriques sont plus grandes que la démarche pratique suivie au cours de la thérapie.

Les rapports de recherche ne doivent pas seulement pouvoir être rattachés au discours actuellement tenu en psychothérapie. Ils doivent aussi convenir à une mise en œuvre pratique susceptible de conduire à des résultats. C'est à ce propos que s'exprime Maria Teresa Diez Grieser. Son article est consacré au *science-practice gap*, cet écart entre la théorie scientifique et la pratique qui conduit au fait que les résultats de la recherche ne parviennent qu'imparfaitement ou partiellement à frayer leur chemin jusque dans la pratique. Sur la base de deux exemples – la théorie de l'attachement et la recherche sur les traumatismes – l'auteure illustre le fait que les résultats de la recherche peuvent être adoptés de façon concrétiste ou bien conduire à des erreurs d'interprétation dans le champ pratique :

« Les deux exemples montrent clairement que la recherche échoue souvent à mettre ses résultats sous une forme telle que les praticiens soient en mesure d'en comprendre la validité et les limites au niveau de l'application pratique. Les praticiens de leur côté ont soit trop peu de temps pour se confronter de façon approfondie avec les sujets de la recherche, et/ou trop peu de connaissances pour situer les recherches par rapport à leur pertinence pour la pratique et leurs possibilités de mise en œuvre. »

Elle propose de « trouver un troisième élément intermédiaire capable de jeter une passerelle entre les deux mondes ». La commission scientifique de la Charte ainsi que la revue *Psychotherapie-Wissenschaft* ont déjà en partie repris cette tâche à leur compte. Mais la manière dont ce processus pourrait être soutenu de façon systématique requiert un approfondissement de la discussion à ce sujet.

Pour terminer, Paolo Migone attire comme toujours l'attention sur les travaux de recherche qui ont été publiés dans la revue italienne *Psicoterapia e Scienze Umane*.

Les articles de Jörg Clauers ont été publiés à titre de contribution libre. L'auteur décrit le traitement de troubles somatoformes du point de vue de la psychothérapie corporelle et humaniste. Il part dans ce cadre du principe que ces dysfonctionnements proviennent d'un trouble précoce au niveau duquel le soi corporelle n'a pas été relié à des émotions provenant de l'expérience dans des relations ni à leur expression. C'est la raison

pour laquelle la promotion de la perception du corps est, de ce point de vue, la base fondamentale de toute guérison, perception qui permet de renouer avec l'expérience de soi. Les misères et les conflits trouvent d'autres formes d'expression et finalement aussi des mots communs qui touchent. Les douleurs ou les souffrances physiques peuvent être attribuées à des objets extérieurs ou des personnes venues aider, et exercer de nouvelles formes de contact ayant davantage de sens.

Un rapport du 50e congrès annuel de la Society for Psychotherapy Research consacré au sujet « The Future of Psychotherapy Research : Building on our 50 Year Legacy » tenu à Buenos Aires du 3 au 6 juillet 2019 par Peter Schulthess ainsi que trois discussions de livres complètent le cahier.

Nous vous souhaitons une agréable lecture !

Rosmarie Barwinski & Mario Schlegel

Littérature

- Buchmann, R. (2015). 25 Jahre «Strassburger Deklaration». *à jour!* – *Psychotherapie Berufsentwicklung*, 1(2), 15–17.
- Erismann, M. (2016). Wissenschaftstheoretische Überlegungen zur Psychotherapiewissenschaft. *Psychotherapie-Wissenschaft*, 6(1), 6–16.
- Pagel, G. (1991). *Lacan zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Tschuschke, V., von Wyl, A., Koemeda-Lutz, M., Crameri, A., Schlegel, M. & Schulthess, P. (2016). Bedeutung der psychotherapeutischen Schulen heute. Geschichte und Ausblick anhand einer empirischen Untersuchung. *Psychotherapeut*, 61(1), 54–65. <https://doi.org/10.1007/s00278-015-0067-y>

Titelthema:
Psychotherapieforschung
Thème principal:
Recherche en psychothérapie

Der Wissenschaftsbegriff der Psychotherapiewissenschaft

Markus Erismann

Psychotherapie-Wissenschaft 9 (2) 13–17 2019

www.psychotherapie-wissenschaft.info

CC BY-NC-ND

<https://doi.org/10.30820/1664-9583-2019-2-13>

Zusammenfassung: Zwar ist eine wissenschaftliche Praxis ohne Wissenschaftsbegriff möglich. Der Wissenschaftsbegriff einer bestimmten Wissenschaft konstituiert und klärt aber das Selbstverständnis dieser Wissenschaft. Die Absicht meines Artikels ist die Darstellung und Diskussion des Wissenschaftsbegriffs der Psychotherapiewissenschaft. Dieser weicht vom allgemein anerkannten Wissenschaftsbegriff ab: Er bezieht das Subjektive mit ein, legt den Fokus auf das Individuelle und erkennt Widersprüche und Ambivalenzen als Faktoren wissenschaftlicher Erkenntnis an. Ich will zeigen, wie trotz dieser Abweichungen eine Übereinstimmung zwischen dem Wissenschaftsbegriff der Psychotherapiewissenschaft und der allgemein anerkannten Auffassung von Wissenschaft möglich ist.

Schlüsselwörter: Wissenschaftsbegriff, Psychotherapiewissenschaft, das Subjektive, das Individuelle, das Widersprüchliche

Einleitung

Die Frage nach dem Wissenschaftsbegriff einer Wissenschaft ist die Frage nach deren Verständnis von Wissenschaft überhaupt und deren Selbstverständnis als Wissenschaft. Sie stellt sich in Phasen der Krise einer Wissenschaft oder in einer Phase, in der diese Wissenschaft noch nicht den Zustand eines Paradigmas bzw. einer anerkannten Normalwissenschaft erreicht hat. Gemäss Fischer (2008, S. 1) befindet sich die Psychotherapiewissenschaft noch in einer «prä-paradigmatischen Phase».

Zwar ist wissenschaftliche Praxis ohne Wissenschaftsbegriff möglich. Der Wissenschaftsbegriff einer einzelnen Wissenschaft dient aber der Bildung und Klärung von deren Selbstverständnis und ist ein Element ihres wissenschaftstheoretischen Rahmens. Die Absicht meines Artikels ist die Darstellung und Diskussion des Wissenschaftsbegriffs der Psychotherapiewissenschaft. Dessen Ausarbeitung soll das Bemühen der Psychotherapiewissenschaft um Etablierung als eigenständige und gleichwertige Disziplin an der Seite von Psychologie und psychiatrischer Medizin unterstützen. Der spezielle, schulenübergreifende Wissenschaftsbegriff der Psychotherapiewissenschaft soll in ein Verhältnis zu Aspekten eines allgemeinen Wissenschaftsbegriffs von Natur- und Geisteswissenschaften gesetzt werden.

Zuerst werde ich einige Aspekte eines allgemeinen Wissenschaftsbegriffs diskutieren. Dabei werden drei Charakteristika der Psychotherapiewissenschaft sichtbar, die dem allgemeinen Wissenschaftsbegriff scheinbar widersprechen. Die Frage stellt sich, inwiefern trotz dieser dem allgemeinen Wissenschaftsbegriff widersprechenden Charakteristika eine Konkordanz zwischen dem allgemeinen und dem psychotherapeutischen Wissenschaftsbegriff hergestellt werden kann. Für die Psychotherapiewissenschaft wird ein Wissen-

schaftsbegriff in der *Schweizer Charta* (2016) expliziert, den ich kommentiere. Anschliessend werden die drei dem allgemeinen Wissenschaftsbegriff widersprechenden Charakteristika der Psychotherapiewissenschaft diskutiert. Schliesslich soll unter Berücksichtigung des Aufsatzes von Wagner (1996) das wissenschaftliche Selbstverständnis der Psychotherapie in ein Verhältnis zu dem der Medizin, Psychiatrie und klinischen Psychologie gesetzt werden.

Aspekte eines allgemeinen Wissenschaftsbegriffs

Angesichts der Verschiedenartigkeit dessen, was unter «Wissenschaft» verstanden wird, besteht der Ausweg «in dem, was dieses Verschiedenartige miteinander verbindet, also in den Gemeinsamkeiten der unterschiedlichen Wissenschaftsauffassungen» (Wohlgenannt, 1969, Vorw.). Die folgende Darstellung einiger Aspekte eines allgemeinen Wissenschaftsbegriffs benennt wissenschaftliche Grundelemente und Kriterien für Wissenschaftlichkeit.

Der Mediziner und Wissenschaftstheoretiker Diemer (1964, S. 67) formulierte den allgemeinen Wissenschaftsbegriff wie folgt: «Wissenschaft ist ein Gesamt von Sätzen über einen thematischen Bereich, die mit diesem in einem Begründungszusammenhang stehen.» Dabei geht es um begründete und wahre Sätze. Begründung und Wahrheit sind miteinander verbundene Kriterien wissenschaftlicher Sätze: Begründet wird die Wahrheit der Sätze, das heisst ihre Übereinstimmung mit etwas Gegebenem. Diese Übereinstimmung muss überprüfbar sein. «Begründungszusammenhang» meint daher bei Diemer die begründete und überprüfbare Übereinstimmung zwischen Sätzen bzw. Aussagen mit einem gegebenen, thematisierten Sachverhalt.

Die Sätze, die Wissenschaftlichkeit für sich beanspruchen, müssen bestimmten, fundamentalen Wissenschaftskriterien genügen. Grundlegende Kriterien sind: *Objektivität* (Begründung und Wahrheit), *Überprüfbarkeit* (Verifizierbarkeit bzw. Falsifizierbarkeit) und *Inter-subjektivität* (Verständlichkeit und Nachprüfbarkeit). Diese Triade eng miteinander verbundener Kriterien bildet die Grundlage für relativ sicheres Wissen.

Hinsichtlich dieses Zusammenhangs kann etwa die Frage nach der *Subjektivität* der Wissenschaft gestellt werden. So gibt es in der Biologie und der psychosomatischen Medizin die Idee der «Einführung des Subjekts» (v. Uexküll, 1931) oder in der Psychotherapiewissenschaft des «Einbezugs des Subjektiven» (Schweizer Charta, 2016) in den wissenschaftlichen Prozess. Die Subjektivität steht im Widerspruch zur genannten Triade und damit zum allgemeinen Wissenschaftsbegriff. Zu klären ist, wie der «Einbezug des Subjektiven» zu verstehen ist. Darauf soll nachfolgend noch eingegangen werden.

Wissenschaft besitzt zudem einen *Allgemeinheitscharakter*. Frank (1991, S. 51) vermutet, «dass das Projekt der Wissenschaftlichkeit im Prozess abendländischer Rationalität geradezu über einem Ausschluss von Individualität errichtet wurde. Schliesslich wäre wissenschaftliches Arbeiten ohne eine gewisse Option aufs Allgemeine undurchführbar.» Gesucht werden in der Wissenschaft Regularitäten, Muster, Strukturen und Gesetze, in denen das Individuelle und Besondere durch Subsumption unter das Allgemeine gleichsam verschwindet.

Ein weiteres Kriterium für Wissenschaftlichkeit ist die Forderung nach *Widerspruchsfreiheit* bzw. Konsistenz. Eine Gesamtheit von Sätzen bzw. Aussagen darf nicht zwei einander widersprechende Aussagen oder sich selbst widersprechende Aussagen enthalten. Die Aussagen müssen den Regeln der Logik gehorchen, die keine Widersprüche erlaubt. Treten dennoch Widersprüche auf, sind sie zu eliminieren. Inwiefern mit diesem, Widersprüche ausschliessenden Kriterium dialektisches Wissen als unwissenschaftliches zu kennzeichnen wäre, soll ebenso nachfolgend diskutiert werden.

Die genannten Kriterien für Wissenschaftlichkeit sind durch einen dreifachen Ausschluss charakterisiert, der nicht zuletzt im Hinblick auf den Wissenschaftsbegriff der Psychotherapiewissenschaft von Relevanz ist. Es ist dies der Ausschluss des *Subjektiven*, des *Individuellen* und des *Widersprüchlichen*. Dieser Ausschluss wird nun dahingehend diskutiert werden, inwiefern trotz Einbezug des Subjektiven, des Individuellen und des Widersprüchlichen seitens der Psychotherapiewissenschaft eine Konkordanz mit dem zuvor explizierten allgemeinen Wissenschaftsbegriff hergestellt werden kann.

Die Antwort auf die Frage nach dem Wissenschaftsbegriff einer Wissenschaft ist eine zweifache: 1) das Verständnis dieser Wissenschaft von Wissenschaft überhaupt; 2) das Selbstverständnis dieser Wissenschaft als Wissenschaft. Beide Auffassungen müssen, damit die Wissenschaft Anerkennung findet, mit dem allgemein anerkannten Wissenschaftsbegriff konkordant sein.

Das Verständnis der Psychotherapiewissenschaft von Wissenschaft überhaupt

Systematik und Methode

Eine Antwort hinsichtlich des Verständnisses der Psychotherapiewissenschaft von Wissenschaft überhaupt findet sich in der Schweizer Charta (2016, Abs. 2.8): «Im Sinne dieser Charta verstehen wir unter wissenschaftlich ein systematisches, methodisches Arbeiten, das der Entwicklung der Theorie oder der Vermittlung zwischen Theorie und klinischer Praxis dient.» Hier werden das *Systematische* und das *Methodische* als Kriterien für Wissenschaftlichkeit genannt, eine Auffassung, die einem allgemeinen, wissenschaftstheoretischen Konsens bezüglich Wissenschaftlichkeit entspricht.

Das System als geordnete Gesamtheit und die Methode als ordnungsstiftendes Verfahren bilden zwei Dimensionen der Wissenschaft. Das Systematische und das Methodische sind zwei Hinsichten, auf die sich wissenschaftstheoretische Reflexion bezieht. Unter WissenschaftstheoretikerInnen besteht allerdings keine Einigkeit darüber, welcher dieser beiden Dimensionen Priorität zukommt.

Für Buchmann und Kollegen (1996, S. 105) ist es die besondere Forschungsmethode, die der Psychotherapiewissenschaft ihre Eigenständigkeit verleiht: «Dieses *eigenständige Vorgehen (Methode)* zur Untersuchung und Datenerhebung während der Interaktion durch den Therapeuten bei sich selber, beim Patienten und hinsichtlich des interaktiven Prozesses, *macht die Psychotherapie zur eigenständigen Wissenschaft.*»

Die dem allgemeinen Wissenschaftsbegriff widersprechenden Charakteristika der Psychotherapiewissenschaft

Was das Systematische und das Methodische als wissenschaftliche Kriterien anbelangt, besteht eine Konkordanz mit dem allgemeinen Wissenschaftsbegriff. Dagegen widerspricht 1) der «Einbezug des Subjektiven» der Triade von Objektivität, Überprüfbarkeit und Inter-subjektivität, 2) die Fokussierung auf das Individuum der allgemeinen wissenschaftlichen Ausrichtung auf das Allgemeine, sowie 3) der Einbezug des Widersprüchlichen der allgemeinen Forderung nach Widerspruchsfreiheit. Im Folgenden soll anhand der Analyse der drei genannten Aspekte gezeigt werden, wie trotz dieser scheinbaren Unvereinbarkeiten zwischen dem allgemeinen Wissenschaftsbegriff und dem Wissenschaftsbegriff der Psychotherapiewissenschaft eine Konkordanz möglich ist.

1) Gegenüber der «Austreibung des Subjekts aus der modernen Medizin» geht es in der psychosomatischen Medizin «von Anfang an um die Wiedereinführung des Subjekts» (Wagner, 1996, S. 225). Derselbe wissenschaftstheoretische Vorgang findet sich in der Psychotherapiewissenschaft mit dem «Einbezug des Subjektiven» gegenüber der klinischen Psychologie und deren «Bewertung von Subjektivem als Störfaktor» (ebd., S. 227). Der Subjek-

tivität in der Wissenschaft, die doch auf Objektivität aus ist, haftet ein Moment der Willkür an. Die Einführung des Subjektiven in den wissenschaftlichen Prozess ist nur dann möglich, ohne dass das Moment der Willkür bestimmend wird, wenn das Subjektive mit kritischer Reflexion einhergeht. Gerade dieser «*systematische und kritisch reflektierte Einbezug des Subjektiven*» gehört für Buchmann und Kollegen (1996, S. 105) «zum wesentlich Eigenen der Wissenschaft Psychotherapie».

Psychotherapie als beziehungsorientiertes Heilverfahren basiert *per se* «auf einem intersubjektiven Geschehen» (Schweizer Charta, 2016, Abs. 1.8), bewegt sich also immer schon innerhalb der Dimension der Intersubjektivität. Das Moment der Willkür, das mit dem Subjektiven verbunden ist, lässt sich im psychotherapeutischen Prozess minimieren bzw. aufheben, indem das Subjektive durch (Selbst-)Reflexion auf die Ebene der Intersubjektivität gehoben wird:

«Intersubjektivität – verstanden als Fähigkeit zur empathischen Perspektivenübernahme und sozialen Kognition als Grundmodell der sozialen Interaktion – setzt eine spezifische Form des selbstreflexiven Selbstbewusstseins voraus. [...] Subjektives Erleben und die Wahrnehmung der (objektiven) äusseren Realität müssen auf einer höheren Ebene integriert werden, um die Stufe der Intersubjektivität zu erreichen» (Barwinski, 2017, S. 23).

Wie verhält sich die Intersubjektivität als Dimension des psychotherapeutischen Beziehungsgeschehens zum allgemeinen Wissenschaftskriterium der Intersubjektivität, die das in der therapeutischen Praxis generierte Wissen betrifft und dessen Objektivität gewährleisten soll? Es ist «die kritische Reflexion der Therapeut/innen bezüglich des eigenen Erlebens und des Wahrgenommenen durch Bezugnahme auf die Theorie» (Schweizer Charta, 2016, Abs. 1.8), wodurch Objektivität und Intersubjektivität zustande kommen. Objektivierung des intersubjektiven therapeutischen Beziehungsgeschehens durch Reflexion im intersubjektiven Prozess der Supervision ermöglicht die Erfüllung des allgemeinen Wissenschaftskriteriums der Intersubjektivität.

2) Grundsätzlich geht es in der Psychotherapie «um das hermeneutische Erfassen der Individualität des Seelischen, das subjektive Erleben des Patienten» (Wagner, 1996, S. 244). Dennoch kommt die Psychotherapieforschung in ihrer Theoriebildung nicht um Verallgemeinerung herum. Um der Individualität des einzelnen Subjekts und der Einzigartigkeit des therapeutischen Beziehungsgeschehens gerecht zu werden, hat die Psychotherapieforschung von einzelnen Fallbeispielen auszugehen, um im Vergleich dieser Einzelfälle Muster oder Regularitäten aufzufinden. Diese Muster haben einen allgemeinen Charakter und sind als qualitative therapeutische Erfahrung formulierbar. Das Spannungsverhältnis zwischen vorurteilsfreiem, die Individualität des einzelnen fokussierendem Verstehen und dem Wissen um allgemeinere Zusammenhänge und Muster ist für Wagner (ebd., S. 235) charakteristisch für die Psychotherapie: «In der konkreten Behandlungssituation vollzieht sich der hermeneutische Zirkel zwischen Fragen,

die dem Verständnis der Individualität des einzelnen dienen, und der Reflexion dieser Informationen vor dem theoretischen Hintergrund der jeweiligen psychotherapeutischen Theorie.»

Gegenüber der objektivierenden Psychologie und der am Verhalten orientierten Psychiatrie, die messbare und quantitative Methoden zur Erforschung der Psyche des Menschen verwenden, geht es der Psychotherapie um die Einzigartigkeit des Subjekts und des therapeutischen Beziehungsgeschehens. Sowohl die Berücksichtigung des «spezifisch Persönlichen», das heisst der Individualität, als auch der Einbezug des Subjektiven erfordern die Verwendung der qualitativen Forschungsmethode der Selbstreflexion.

3) Eine Möglichkeit, Widersprüche nicht einfach zu eliminieren, sondern für den Erkenntnisprozess fruchtbar zu machen, ist die dialektische Methode. Allerdings gibt es keine weithin anerkannte Formulierung dieser Denkweise, sondern eine Vielzahl von Ansätzen.

Der Grund, weshalb die dialektische Methode für die Psychotherapie von Interesse ist, ist die Bedeutung des Beziehungsgeschehens in der therapeutischen Situation, «in der Subjekt und Objekt nicht getrennt betrachtet werden können» (Schweizer Charta, 2016, Abs. 1.8). In dieser Situation «stehen die Therapierenden in einer unaufhebbarer Dialektik zwischen Begegnung und Objektivierung der Klientel und ihrer selbst» (ebd.). Mit der «unaufhebbarer Dialektik» ist eine nicht eliminierbare Widersprüchlichkeit bzw. Ambivalenz der therapeutischen Beziehung gemeint: TherapeutIn und KlientIn sind zugleich sowohl Subjekte eines intersubjektiven Geschehens als auch Objekte ihrer selbst in der Selbstreflexion auf das subjektive Erleben des intersubjektiven Geschehens.

Die Dialektik des Selbstbewusstseins von Fischer (2008, S. 124ff.) stellt einen Ansatz dar, der speziell für die Psychotherapie bzw. die Psychotherapiewissenschaft ausgearbeitet und mittels der Kategorien Subjektivität, Objektivität und Intersubjektivität formuliert worden ist. Dabei entspricht der Subjektivität das unmittelbare Selbsterleben, das «subjektive Selbst», der Objektivität das Bewusstsein, das das Subjekt von seinem Selbst hat, und der Intersubjektivität das Selbstbewusstsein, das sowohl das subjektive als auch das objektive Selbst umfasst. Eine dialektische Psychotherapie geht von der Anerkennung objektiver Widersprüche bzw. Antinomien aus, die Krisen zugrunde liegen und deren Überwindung psychogenetische Entwicklungsschritte bedeuten (vgl. Kesselring, 1984, S. 18f.). So hat Fischer (2008) mit Bezug auf Wandschneider (1995) eine dialektische Methode entworfen, in der die Antinomie die Ausgangslage für die Kategorienentwicklung bildet.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Konkordanz des Wissenschaftsbegriffs der Psychotherapiewissenschaft mit dem allgemeinen Wissenschaftsbegriff davon abhängt, inwieweit 1) (Selbst-)Reflexion als qualitative Methode der Erkenntnis von (Inter-)Subjektivität, 2) Individualität als eine trotz Generalisierung zu bewahrende psychische Dimension, sowie 3) alogische Strukturen wie Widersprüche, Antinomien und Ambivalenzen als produktive Entwicklungsfaktoren anerkannt werden.